Nr. 24. Sonntag, 14. Juni. Jahrgang 1908.

Swanahilde und Mephisto.

Von Franziska Brockmann, Düsseldorf.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Sie wußte ja nicht, daß vor Jahren wirklich schon die Brücke von Seele zu Seele geschlagen worden war.

Traumverloren fuhr sie wie liebkosend mit der Hand über ein Sträußchen wilder Blumen in ihrem Gürtel, das Doktor Ilgen für sie geflückt hatte.

In dem Restaurant, das auf der Grotenburg ein wenig abseits vom Denkmal liegt, hatte Hermann eine „kalte Ente" angesetzt. Die Gläser klangen und Ernst Ilgen brachte in begeisterten Worten ein Hoch auf die alten Sachsengaue aus.

In später Stunde ging's auf den Heimweg. Die milde Abendluft, die friedliche Waldesstille und die tausend Flüsterstimmen der träumenden Natur woben das letzte Bild für die Erinnerung an diesen poesieverklärten Tag.

Am Nachmittag des folgenden Tages sollte Dr. Ilgen den Velmerstot sehen, so war beschlossen worden. Den Vormittag wurde getrennt marschiert.

Rita lag lesend in einer Hängematte im Walde unweit des Hauses. Da Ernsts Anwesenheit hier nur den einen Zweck hatte, Rita zu gewinnnen, so war er natürlich bald zur Stelle.

„Darf man erfahren, gnädiges Fräulein, was Sie da lesen?"

„Speck, Zwei Seelen."

„Darf ich Ihnen vorlesen? Wir gewinnen ja beide dabei: Auch schonen Sie Ihre Augen, Ihre schönen Augen, so wollte er sagen, doch Rita war nicht das Weib, dem man solche Dinge sagt, und ich lerne das Buch kennen."

„Doch nicht, danke! Zum Vorlesen ist es nicht die geeignete Lektüre, zu ernst, zu traurig. Auch bin ich gleich damit fertig. Wenn das Buch Sie aber so sehr interessiert, so nehmen Sie es, bitte, mit, und lesen es daheim. Es ist etwas außerordentlich Gutes."

„Da Sie es mir empfehlen, werde ich es mit Interesse lesen," sagte Ernst. Auf Ritas Veranlassung notierte er sich ihre Adresse — die ihm so wohl bekannte — zwecks Rücksendung des Buches.

Sie sah auf das Geschriebene, und heiß wallte ihr das Blut zum Herzen. Die Schrift kannte sie! Unter tausend Handschriften würde sie sie erkannt haben!

Mephisto!

München, Arzt. Hermann nannte ihn Ernst. Das stimmt. Nur der Familienname nicht. Wie der Blitz, so schnell schossen diese Gedanken durch ihren Sinn. Sie beugte sich zur Seite und machte sich zu schaffen, um Zeit zu gewinnen, sich zu fassen. Doktor Ilgen merkte nichts.

Wieder quoll es in Rita warm empor.

Sie schlug eine kleine Wanderung in den Wald vor. Aeußerlich war sie ganz ruhig, ihr Herz aber jubelte. Die kleine List verzieh sie gern, bewies doch gerade sie Doktor Bankards Zerknirschung über seinen damaligen faux pas.

Ernst fiel bei dieser Morgenwanderung Ritas übersprudelnde Laune auf, er war ganz in ihrem Banne.

„Warum sind Sie ein Gegner des Frauenstudiums, Herr Doktor Ilgen?" fragte Rita, den Namen Ilgen mit Nachdruck sprechend.

„Wer sagt denn, daß ich es bin?"

„Sind Sie es nicht?"

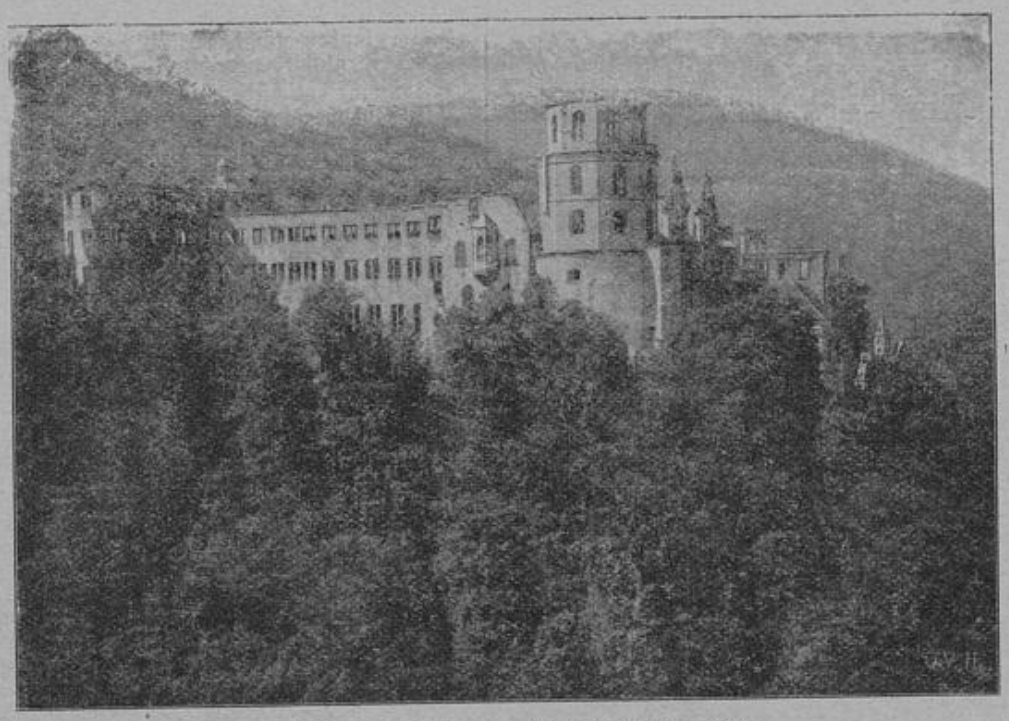
„Ich war es."

„Warum waren Sie es, und warum sind Sie es nicht mehr?"

„O, das ist zuviel auf einmal gefragt."

„Nur zwei Fragen, Herr Dr. Ilgen, die ich zu beantworten bitte," beharrte Rita.

„Nun denn, da kein Entrinnen möglich scheint. Mein gnädiges Fräulein, ich war es aus Unverstand und ich bin es nicht mehr, weil ich Sie kenne," scherzte Ernst mit gespielter Zerknirschung.



Heidelberg: Schloß (von der Terrasse gesehen).

Rita reagierte nicht darauf, sondern sie fragte mit schalkhaftem Lächeln weiter: „Wie lange kennen Sie mich denn schon?" Diese Wendung verursachte Ernst etwas Unbehagen. Doch „der kluge Mann baut vor," und so sagte er mit diplomatischer Kühnheit: „Seit ich ein Ideal habe, und das ist schon lange."

„Er weiß sich zu helfen," dachte Rita, doch ohne ihr Zeit zu einer Erwiderung zu lassen, fuhr Ernst fort: „Da ich nun alle Ihre Fragen so gehorsam beantwortet habe, so gestatten Sie mir, ich bitte, auch eine Frage!"

„Fragen Sie, Herr Doktor!"

„Woraus schließen Sie so bestimmt auf meine Stellung zum Frauenstudium?"

„O," lachte Rita, „wenn ein Mann „o weh" ruft bei der einfachen Tatsache, daß eine Frau Latein treibt, so braucht man nicht mehr zu schließen, denn dann liegt die Sache klar auf der Hand."

Dr. Ilgen wurde ernst. Es war Rita, als ob ein anderer rede, da er nun sagte: „Ich denke, gnädiges Fräulein, die edelsten Frauenbestrebungen sind die, welche dahin zielen, die Frau glücklich zu machen. Nun ist aber das Glück Sache des Herzens und nicht des Verstandes, beim Weibe sowohl als auch beim Manne. Das Glück des Weibes denke ich mir so: Priesterin am häuslichen Herd, Königin im Herzen des Mannes sein!"

„Ich bin nicht so anspruchsvoll, mir genügt eine Würde, und da ziehe ich die Priesterin vor," sagte Rita.

„Und die Königswürde reizt Sie nicht?"

„Wie kann mich das Geringere reizen, wenn ich das Höhere besitze?"

„Einsame Höhen beglücken nicht!"

„Besser allein, als schlecht begleitet."

„Stimmt. Aber es gibt auch gute Begleitung."

„Gewiß," sagte Rita, „beispielsweise das Studium und gute Bücher."

„Gnädiges Fräulein, Sie sind heute der Geist, der stets verneint."

„Also eine Art weiblichen Mephistopheles! Danke!" lachte Rita. „Welch ein Absturz, von der Priesterin zum Mephisto!"

„Der wirkliche Mephisto tat einen tieferen Fall," scherzte nun auch Ernst.

„Sie setzen also den Engel über die Priesterin. Auch über die Königin, die einmal den erhabenen Thron Ihres Herzens einnehmen wird?"

„Sie wird selber ein Engel sein."

„Es freut mich, Herr Doktor, daß Sie an die Engel glauben," versetzte Rita mit einer geschickten Wendung des Gespräches.

Rita war tief religiös, und sie hätte gern gewußt, wie es in diesem Punkte mit Doktor Ilgen stand. Ernsts Glauben hatte nun zwar argen Schiffbruch gelitten, doch in diesem Augenblicke kam er sich gläubig vor. Es gibt Männer, geistig hochstehende Männer, die in bezug auf ihr religiöses Leben das Produkt der Frau sind, die sie lieben. Zu dieser gehörte Ernst. Dennoch war er froh, als er plötzlich die Stimme Hermanns hörte, der laut seinen Namen rief. Sie kehrten also um und gingen ihm entgegen.

„Gnädiges Fräulein," sagte Ernst, „unsere Zwiesprache ist leider zu Ende. Wollen wir nicht das nächste Mal da fortfahren, wo wir heute aufhörten?"

„Gern," sagte Rita. Sie wußte genug. Er hatte das Bedürfnis, mit ihr über den Glauben zu reden, ein Zeichen, daß da nicht alles stimmte..

„Ich wollte den Vorschlag machen, daß wir morgen die Iburg besuchen," sagte Hermann. „Die andern sind einverstanden. Was meinst du dazu, Rita?"

„Vorzüglich. Die Iburg und Alhausen würden einen Tag interessant ausfüllen," gab sie froh zurück. Der Gedanke, mit Mephisto die Iburg besuchen zu sollen, entzückte sie. Ernst fragte scheinbar gelassen:

„Was ist denn in Alhausen Sehenswertes?"

„Wissen Sie das nicht? Das Geburtshaus Ihres Kollegen, des Dichters Friedrich Wilhelm Weber, des unvergleichlichen Sängers von Dreizehnlinden," antwortete Rita.

„Meines Kollegen?" staunte Ernst. Er dachte in diesem Augenblicke nur an den Dichter.

„Nun, Sie sind doch auch Arzt!"

„Ach," lachte Hermann, du dachtest wohl, Fräulein Tiefental habe dich zur Würde eines Dichterkollegen erheben wollen? Da müßtest du ihr von deinem Talent doch erst eine Probe geben!"

„O ihr Heuchler!" dachte Rita, laut aber sagte sie mit schalkhaftem Lächeln: „Ich wette, Herr Doktor, Sie haben auch schon gedichtet! Oder nicht?"

„Mache ich den Eindruck?" suchte Ernst die Antwort zu umgehen. Rita forschte nicht weiter. In der folgenden Nacht schlief Ernst nicht viel. Er freute sich auf den Besuch der Iburg, und fest stand sein Entschluß, sich bei der Gelegenheit Rita zu entdecken. Noch länger unter falscher Flagge zu segeln, hielt er für unwürdig, und wer weiß, ob Rita das verzeihen würde.

Der folgende Tag fing für Ernst's Plan günstig an. Eine der Damen hatte sich den Fuß verletzt und zog es vor, die Höhe nicht mit zu erklimmen, sondern auszuruhen im Tale unten, wo am Fuß der alten Iburg kocht und braust der Wunderbronnen." Man konnte sie natürlich nicht allein zurücklassen, und da die Hitze unbequem war, so fand sie soviel freiwillige Genossen ihrer Ruhestunden, daß schließlich Ernst und Rita allein hinaufwanderten. Ernst segnete den Unfall der Dame. Auf soviel Glück hatte er garnicht zu hoffen gewagt. Und Rita? Sie liebte diese alte ihr vertraute Götterstätte jederzeit, heute aber hatte sie ganz besonderen Reiz für sie. Es war ihr eine hohe Lust und innige Freude, hierhin Ernst's Führerin zu sein. Er ging mit so feinem Verständnis auf ihr tiefes Empfinden für die Wunder der Natur und auf ihr lebhaftes Interesse für die Geschichte der alten Sachsengaue ein, als ob er gewußt hätte, daß der Weg zu Ritas Herzen durch ihre Seele ging. Und er wußte es auch, war es doch derselbe Weg, auf welchem Rita von ihm Besitz genommen hatte.

„Es war doch ein schönes Leben, das unsere Altvorderen führten, so innig vertraut mit ihren Göttern und der Natur, unverfälscht und unverdorben, tiefinnerlich und darum reich," sagte Rita, als sie zwischen den Resten der weit ausgedehnten alten Burg wandelten.

„So schön," versetzte Ernst, „daß ich's fast bedaure, daß die gute alte heidnische Zeit dem Christentume hat Platz machen müssen."

„Ich meinte nur," bemerkte Rita, daß ihr Leben schön, nicht aber, daß sie glücklich gewesen seien. Im Heidentume kann man das nicht sein. Aber ich denke nur, wenn man an die Stelle von Walhalls Göttern den Gott der Christen setzen, im übrigen aber das einfache, innig naturvertraute Leben unserer Ahnen beibehalten würde, so müßte dabei ein wirkliches irdisches Glück herauskommen."

„Sie glauben also, daß wirkliches Glück nur auf dem Boden des Christentumes gedeihen könne?"

„Ja, ganz entschieden."

Ernst schwieg und blickte sinnend vor sich hin.

„Rita," kam es dann langsam von seinen Lippen, „ich bin kein guter Christ." Die vertrauliche Anrede war es nicht, worüber Rita errötete. Es lag in Ernst's Worten Vertrauen, Wärme und inniges Bitten zugleich, und Ritas Seele verstand.

„War das immer so?" fragte sie.

„Nein."

Rita hielt den Blick gesenkt. Mit leiser, bebender Stimme fragte sie: „Fühlen Sie sich denn wohl in dieser Verfassung?"

Und als er verneinte, sagte sie, ihren umflorten Blick in den seinen senkend:

„So kehren Sie um!"

„Ich finde den Weg nicht mehr!" Und dann, sich vor ihr auf das Knie niederlassend, ergriff er ihre Hand und führte sie ehrfurchtsvoll an seine Lippen. „Ich finde den Weg nicht mehr," wiederholte er, „Rita, willst du meine Führerin sein?"

Und bittend erhob er die Hände.

Rita sah in diesem Augenblicke nicht aus, als ob sie jemandes Führerin sein könnte. Ihr starkes Gefühl für Ernst, das sie bis hierher mit ihrem kraftvollen Willen niedergezwungen hatte, überwältigte sie.

Ernst umfing mit starkem Arm ihre bebende Gestalt, und die ganze tiefe Glut seiner Liebe lag in seiner Stimme, als er wiederum fragte: „Rita, willst du?"

Und da sie regungslos in seinem Arm verharrte und aller

Stolz und alle Herbheit dieses selbstbewußten Weibes so ganz in Liebe und Hingebung zerschmolz, da drückte Ernst in nie gekannter Seligkeit das heilige Siegel ewiger Liebestreue auf ihren Mund. — — — —

*

„Rita," sagte Ernst, „du bist das Glück, du bist der Inhalt meines Lebens. Ich liebe dich unsäglich. — Sage mir nun auch, daß du mich lieb hast, Geliebte!"

Sie entwand sich seinem Arm.

„Ob ich dich so über alles liebe," sagte sie, „das kann ich wirklich nicht sagen. Ich — ich liebe noch einen andern."

„Noch — einen — andern?" hauchte Ernst erbleichend.

„Ja. Der Herr Dr. Ernst Bankard vulgo Mephisto in München ist dem Herrn Dr. Ilgen zuvorgekommen, und ich weiß wirklich nicht, wer von euch beiden mir lieber ist."

„Rita, du weißt?" sagte Ernst, nun wieder glücklich. Und als sie schalkhaft mit dem Finger drohte, wußte er, daß sie nicht böse sei.

„Swanahilde," rief er begeistert und schloß sie auf's neue fest in seine Arme, „so löse nun dein Wort ein!"

„Welches Wort?"

„Und nun braut dir eine Sude,
Elmar, daß gesund du werdest,
Swanahild, die dunkle Drude,"

zitierte er.

Sie lachten beide. Dann mußte sie Ernst erzählen, wie sie sein Geheimnis entdeckt habe, und er sang ein Lob auf Hermanns treue Freundschaft.

„Wirst du mich auch nicht noch einmal unbarmherzig allein hinausschicken auf den tückischen Ozean des Lebens?" fragte er.

„Nein," sagte Rita, und es klang wie Abbitte aus dem Tone innigster Liebe, mit dem sie sprach, „jetzt fessele ich meinen Falken. Und „seidne Bänder will ich winden um sein glänzendes Gefieder, aus Freude über seine Wiederkehr."

„Nun," sagte Ernst, „dann will ich furchtlos unser Schiff durch Sturm und Wogen lenken, und du gibst mir die Richtung an."

„Und der Mephisto?"

„Der ist nicht mehr. Die Priesterin Swanahilde hat ihn verwandelt."

Pfälzer Frühlingstage.

(Zu der Bilderserie dieser Nummer.)
Von L. Lobby.

Wenn ich das heutige Heidelberg noch zur Pfalz rechne, so denkt vielleicht mancher, ich sei kein guter Badenser oder verdiene mindestens die Zensur: „Geographie schwach!" Dem Durchschnittsdeutschen ist zumeist die geschichtliche Bedeutung dieses poesiedurchklungenen, weinlaubumrauschten Ländernamens verloren gegangen. Aber am Neckar und Rheine bewahrt und pflegt man liebevoll die alten Erinnerungen an Friedrich V., den unglücklichen Winterkönig, an die humorbegabte Liselotte und an den kunstsinnigen Karl Theodor, und im Untergrunde des Volksbewußtseins schlummert das Gefühl, daß die Pfälzer links und rechts des Rheines zusammen gehören, wenn auch die Politik die einen an Baden und die andern an Bayern gebracht hat. Der Pfälzer hat also sozusagen zwei Vaterländer. Eins, in dem man lebt und schafft und das einen mit tausend starken Banden an die Gegenwart kettet, und jenes andere, das unter der immergrünen Efeudecke ruht, die sich um unsere alten Burgen und Schlösser, jene stummen Zeugen einer großen Vergangenheit, schmiegt. Sie sind es, die das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Pfälzer im Volke erhalten, und auf die es stolz ist, weil sie ihm von der Größe seiner Ahnen erzählen.

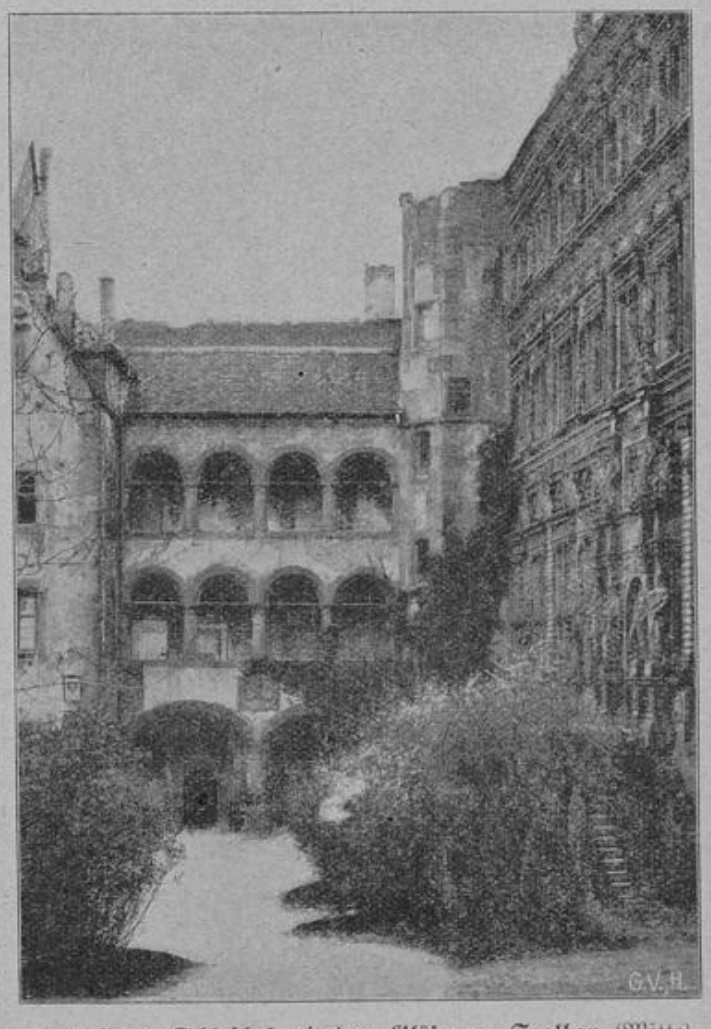
Wenn dies für irgendeinen Ort in der Pfalz gilt, so für Heidelberg. Das Heidelberger Schloß gehört mit zu den erhabensten Monumenten deutscher Vergangenheit und zeigt nicht nur, wie die zerbröckelten Ritterburgen am Neckar, von der Streitbarkeit unserer Vorfahren, sondern auch von ihrem Kunstgeschmack, ihrer Freude am Schönen und der Fähigkeit, ihrem geistigen Schaffen einen die Jahrhunderte überdauernden Wert zu verleihen.

Das Schloß ist bekanntlich einer der schönsten Fürstensitze aus alter Zeit. Jahrhunderte haben an ihm gebaut, sodaß drei Stilperioden ihre Spuren hier hinterlassen haben, von denen aber nur, wie bekannt, die mittlere einen vorherrschenden Einfluß in dem Bilde des Schlosses erlangt hat. Und wie man in Dresden z. B. das Barock, in London die Gothik, in Eisenach und Worms den romanischen Baustil in einer Art Verehrung dadurch pflegt, daß er bei privaten und öffentlichen Bauten bevorzugt wird, so ist Heidelberg gleichsam die Stadt der Renaissance geblieben, die in mehr als einer Hinsicht an das Aufblühen deutscher Art und deutschen Geistes erinnert.

Eben jetzt, da der Frühling wieder in die Lande gekommen ist, hat er im Neckartale das alte Schloß mit frischem Grün wunderbar geschmückt. Zu keiner Zeit im Jahre kommt die Pracht des roten Sandsteins, aus dem die Paläste erbaut sind, schöner zur Geltung, und die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Nuancen des Grün ist schier unendlich und stuft sich bis zu den dunkelsten Tönen ab, in denen die prächtigen Koniferen im ehemaligen Hortus palatinus erscheinen.

Von der gleichen Pracht ist der Bergwald, der hinter dem Schlosse aufsteigt. Hier schlafen die Eichen noch den Winterschlaf, die Buchen sind eben erwacht und stecken ihre grünen Spitzchen aus den rotbraunen Hüllen, Lärchen aber und Birken prangen im ersten zarten Schimmer des neugewebten Frühlingskleides.

Und auch die alte Stadt erscheint uns neu verjüngt von der belebenden Kraft des Frühlings. Wer Heidelberg mehrere Jahre lang nicht gesehen hat, ist erstaunt, wie sehr es sich, zumal an seiner Peripherie, verändert hat. Die alten Baudenkmäler sind natürlich unverändert erhalten, ja die berühmte Fassade des Gasthofs „Zum Ritter", des einzigen Hauses, das noch aus dem 15. Jahrhundert übrig ist, hat man mit großen Kosten erst kürzlich wieder restauriert. Dabei ist man so sorgfältig zu Werke gegangen, daß jeder einzelne Stein, der ausgewechselt werden mußte, vorher photographiert worden ist, um die Möglichkeit zu haben, alles ge-



Heidelberg: Schloßhof mit dem Gläsernen Saalbau (Mitte) **und Otto Heinrichsbau** (rechts).

Heidelberg: Brückenturm.

treulich wieder so herzustellen, wie es vor Jahrhunderten der Baumeister gewollt hat.

Trotz mancherlei Konzessionen, die den dringenden Bedürfnissen der Neuzeit gemacht werden müssen, hat sich doch der anheimelnde Charakter der innern Stadt in seiner unverfälschten malerischen Gemütlichkeit erhalten, dafür aber sind die neuen Stadtviertel ganz modern und elegant, zum Teil sogar luxuriös ausgestattet. Und wie das in Bergstädten ist, so klettern auch hier die schmucken Villen mit ihren breiten Giebeldächern und ihrer freudvoll farbigen Bemalung keck und unternehmend die Bergabhänge hinauf und blicken stolz auf die Bürgerhäuser hinab, in denen Handel und Gewerbefleiß rastlos für die Sorgen des Tages zu schaffen haben, während hier oben der sorglose Wohlstand in Sonnenschein und Blütenduft dahinlebt.

Zumal in diesen Frühlingstagen ist das recht augenfällig, denn die unbewaldeten Bergabhänge sind jetzt weiß vom Blütenschnee, der die Obstbäume bedeckt. Der Anblick ist bezaubernd schön und charakteristisch für die ganze Pfalz, denn während sich in Nord- und Mitteldeutschland und auch in den oberen Flußteilen die ersten Knospen zu zeigen beginnen, steht an der Bergstraße und am Haardtgebirge die Natur in voller Blüte und dazwischen breitet die Ebene ihren smaragdenen Teppich aus.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Das Blühen will nicht enden.

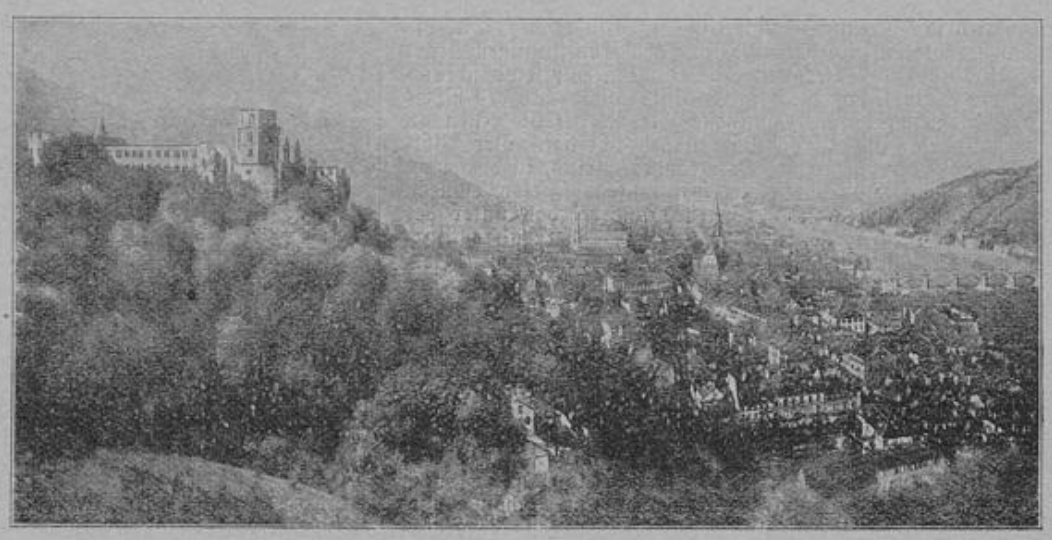
Ueberall drängen sich Blätter und Knospen ans Licht. Die Kastanien haben ihre grünen Schirme aufgespannt, dazwischen sieht man die Blütenkerzen sich recken. In demselben Stadium befindet sich der Flieder, während an Ziersträuchern bereits blaue, rote und gelbe Blütchen sitzen. Und unter der Erde reift der erste Spargel, auch ein echtes Pfälzerkind, der Ernte entgegen. Die vielen Regentage haben allerdings die Hoffnungen der Spargelzüchter arg herabgestimmt, aber für uns Konsumenten, die wir an der Quelle sitzen, wirds hoffentlich noch das eine oder andere Gericht geben. Wenn er dann in der Schönheit und Fülle seiner weißen Glieder auf der Serviette ausgestreckt erscheint, und die Maibowle im Römerglas schimmert, dann sage noch einer, das Leben sei nicht schön. Der Pfälzer in seiner unverwüstlichen Lebensfreude wird ihm schon das Gegenteil beweisen.

Der Bettler auf den Stufen von St. Roch.

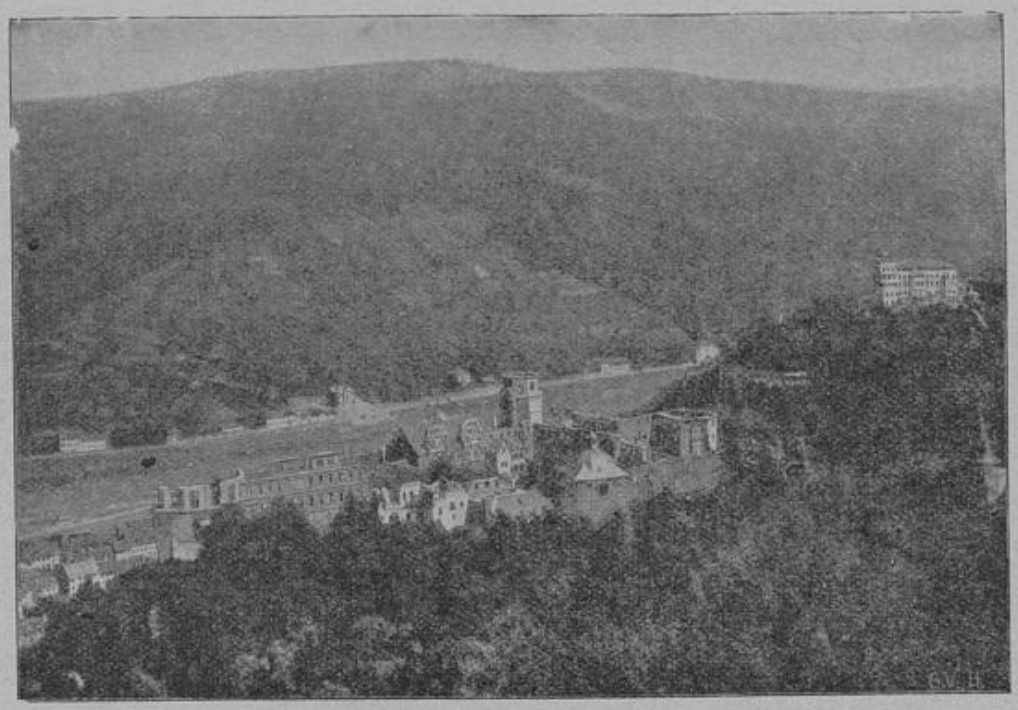
(Eine wahre Geschichte.)

(Nachdruck verboten.)

Ein junger Priester hatte die Gewohnheit, jeden Morgen, wenn er zur Kirche St. Roch ging, einem Bettler ein Almosen zu geben. Dieser saß auf den Steinstufen vor der Kirchentür und war auf die Mildtätigkeit der Vorübergehenden angewiesen. Er war alt und sein Gesichtsausdruck ernst und traurig; wurde er angeredet, so antwortete er kurz und zurückhaltend, und nie hatte ihn jemand auch nur lächeln sehen. Man kannte ihn unter dem Namen: „Der alte Jacques auf den Stufen von St. Roch in Paris," aber weiter hatte auch niemand nach seinem Lebenslauf und seiner Herkunft gefragt. Dem Priester fiel es auf, daß er den Bettler nie in der Kirche sah, und er versuchte wiederholt, von ihm zu erfahren, ob er seinen religiösen Pflichten überhaupt nicht nachkäme oder zu einer Zeit, wo er unbeachtet war, aber er erhielt jedesmal kurze und ausweichende Antworten. Einige Male hatte der Abbé bemerkt, daß er eine schwarze Schnur um den Hals trug, an welcher ein kleines Emaille-Kreuz hing. Als Jacques merkte, daß der Priester das Kreuz betrachtete, hatte er es schnell versteckt und seit der Zeit trug er seinen alten schäbigen Rock immer ganz zugeknöpft. Der Priester wurde während des Winters in eine andere Pfarre zur Aus-



Heidelberg: Gesamtansicht.



Heidelberg: Blick von der Bismarckhöhe.

hilfe geschickt und blieb mehrere Wochen fort. Nach seiner Rückkehr vermißte er den Bettler an seinem gewohnten Platz, und als er auch nach einigen Tagen noch nicht wieder da war, erkundigte er sich nach dem armen Manne. Nach vielen Mühen gelang es ihm endlich, zu erfahren, daß Jacques sehr krank wäre, es aber keinen Zweck hätte, ihn zu besuchen, da er durchaus keinen Priester sehen wolle und entschlossen wäre, bis zu seinem Tode in seinem eigensinnigen Schweigen zu verharren. — Diese Mitteilung bestärkte den Priester nur in seinem Vorhaben, ihn zu besuchen. Auf dem Wege dorthin fiel ihm das Kreuz ein, welches er an den Hals des alten Mannes bemerkt hatte, und er wunderte sich nicht nur, daß ein Armer einen verhältnismäßig kostbaren Gegenstand hatte, sondern auch, daß ein anscheinend Ungläubiger das Symbol unserer Erlösung trug. Nachdem er eine schmale, dunkle Treppe in dem Hause welches ihm bezeichnet, hinaufgeklettert war, fand er endlich die Dachkammer, in der Jacques lag. — Sein blasses, mageres Gesicht war durch die Krankheit noch entstellter geworden und die dunklen Schatten um Mund und Augen, das Zucken aller seiner Glieder schienen ein Zeichen, daß das Ende nicht mehr fern war. In dem elenden Raume waren keine Möbel zu sehen, ein Bett, wenn man es so nennen konnte, nahm fast den ganzen Raum ein, und ein großes Stück verblichener Seide hing wie ein Vorhang drapiert an der Wand. Es harmonierte schlecht mit der übrigen Umgebung. Jacques schlug die Augen auf, als der Abbé sich näherte, und schien ihn zu erkennen. Als der Priester ihn freundlich anredete, reichte er ihm die Hand und murmelte einige Dankesworte, aber als er von seiner Krankheit zu sprechen anfing, ihm Trostworte sagte und ihn darauf aufmerksam machte, wie sich jeder Christ auf den Tod vorbereiten müßte und nur dann Barmherzigkeit von Gott erwarten könnte, wenn er sich mit ihm ausgesöhnt habe, verfinsterte sich das Gesicht des alten Mannes und er rief ungeduldig, daß alles umsonst wäre, er einem Priester nichts zu sagen hätte und am liebsten allein gelassen werden wollte. —

„Sie wollen also in ihrem jetzigen Seelenzustande sterben," sagte der Abbé sanft; „sind Sie ganz ruhig bei dem Gedanken an den Tod?"

„So ruhig, so ruhig wie ein Verdammter!" murmelte Jacques, aber mit einem solchen Ausdrucke von Verzweiflung, daß es den Priester entsetzte.

„Sie sind kein Ungläubiger, Jacques, ich weiß, daß Sie es nicht sind; weshalb wollen Sie also nicht als Christ sterben? Ich habe bemerkt, daß Sie ein Kreuz auf der Brust tragen."

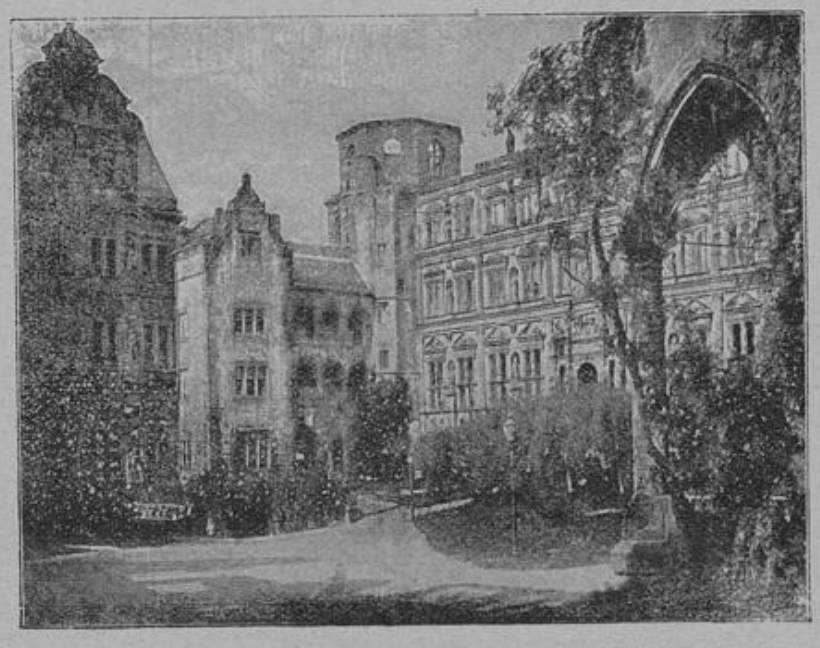
Jacques blickte ihn finster an und flüsterte: „Es versengt mir die Brust."

Der Abbé kniete neben dem Bette nieder und mit Worten, die nur der Glaube und die christliche Liebe eingeben können, sprach er dem alten Manne zu. Er bat ihn, ihn nicht fortzuweisen, und wenn er nicht mit ihm als einen Priester sprechen wollte, so möchte er wie zu einem Freunde reden und ihm das Geheimnis anvertrauen, das sein Herz so beschwerte.

„Mein Geheimnis!" rief Jacques. „Wollen Sie mein Geheimnis hören? — Die Haare werden Ihnen zu Berge stehen und mit Abscheu werden Sie sich von mir wenden. — — Nun gut, es sei so, wenn Sie wissen, mit was für einem Lump Sie sich befaßt haben, werden Sie alle weiteren Versuche, ihn zu trösten oder zur Reue zu bewegen, aufgeben. — Sie werden selbst gestehen, daß keine Sühne möglich ist für eine Schuld wie die meine. Reue habe ich, aber keine Hoffnung auf Verzeihung. Hat Judas denn Verzeihung erlangt?"

„Er würde sie erlangt haben, wenn er nicht der Verzweiflung anheim gefallen wäre."

„Nun, ich will Ihnen meine Geschichte erzählen," sagte Jacques und seinen erregten Blick auf das ruhige, ernste Gesicht des Priesters richtend, begann er: „Ich wurde auf der Besitzung eines Edelmannes, der lange der Ernährer meiner Familie war, geboren. Als ich noch ganz jung war, nahm er mich in seine Dienste und kurze Zeit darauf brach die Revolution aus. Er war ein gerechter, wohlwollender Herr und seine Frau ein Engel an Güte. Die Reichen ehrten und die Armen vergötterten sie. Ich dachte oft, wenn sie in der kleinen Dorfkirche kniete oder Kranke besuchte, oder am Portal ihres



Heidelberg: Schloßhof mit Otto Heinrichsbau (rechts.)

Schlosses Almosen austeilte, daß sie nichts weniger sei als die Heiligen im Kalender. Ihre zwei Töchter waren ebenso gut und schön wie ihre Mutter, und ihr Sohn, der zu der Zeit noch ein kleiner Bursche war, die Freude ihres Herzens.

Nun, die Revolution brach aus und eine unerklärliche Aufregung bemächtigte sich aller Gemüter. Man sagte uns, daß wir alle gleich seien, jeder Vorgesetzte ein Tyrann und die Könige Unterdrücker. Von morgens bis abends hörten wir nichts anderes, bis wir nur noch von Reichtum und Freiheit träumten. Einen andern Willen als unsern eigenen gab es nicht mehr, und wir verfluchten im stillen die geringsten Dienstleistungen, welche unsere Herren von uns verlangten. Mein Herr kümmerte sich nicht viel um öffentliche Angelegenheiten und haßte alle Neuerungen, aber kam er 'mal in die Lage, so sprach er stets für den König und die Kirche, im übrigen änderte er nichts an seinem früheren Leben, ging auf die Jagd, besuchte seine Nachbarn und ahnte nicht, welches Unwetter sich über seinem Haupte zusammenzog. Seine Frau hingegen gab sich den größten Befürchtungen hin; wir beobachteten, wie sie länger als gewöhnlich in der Kirche betete, und wir bemerkten auch oft Spuren von Tränen in ihrem hübschen Gesicht.

Die jungen Damen, arme Geschöpfe, waren so vergnügt, als ob es keine Revolution auf der Welt gäbe, und mein Herz ausgenommen, in welchem Unzufriedenheit und Ruhelosigkeit herrschte, war Friede in dem alten Schloß bis zu dem Tage, wo ein Kommissar aus Paris sich in dem kleinen Dorfe niederließ und eine Liste derjenigen Personen anfertigte, die ihm als Anti-Revolutionäre und Feinde des Volkes genannt waren.

Der Name meines Herrn stand obenan auf der Liste, und man gab ihm den freundschaftlichen Rat, irgend ein sicheres Versteck aufzusuchen. Diese Mitteilung überraschte den Ahnungslosen ungemein; seine Frau riet gleich, ein kleines Häuschen in den Bergen aufzusuchen, wo eine frühere alte Dienerin wohnte und wo sie vor aller Beobachtung sicher seien. — Dorthin flüchteten sie bei Nacht, ich half ihnen, ihre Sachen einpacken und trug den kleinen Paul auf meinen Armen während des Marsches. O, mein Gott, könnte dieser Tag, diese Stunde noch einmal wiederkehren! Könnte ich nur noch einmal des Kindes warmen Atem an meinen Wangen fühlen, als ich mit ihm den steilen Gebirgspfad heraufstieg, oder die süße Stimme seiner Mutter hören, wenn sie bat, mich zu setzen und auszuruhen! —

Ausruhen! Für den Bösen gibt es keine Ruhe. Das Kainszeichen ist an mir. Es sind jetzt Jahre her, daß ich ihre Namen nicht mehr nannte; ich glaubte es nie wieder tun zu müssen, aber da ich nun 'mal begonnen habe, will ich in meiner entsetzlichen Geschichte fortfahren, ich darf nicht mehr zögern. Sie muß kurz sein, wie die Zeit, die ich noch zu leben habe. —

Ich kehrte in das Schloß zurück, und eines Tages kamen der Kommissar und seine Leute und nahmen es in Besitz. Sie drangen in den Keller, holten Wein und tranken die ganze Nacht und ich mit ihnen. Sie erzählten von den Taten des Volkes in Paris und sangen wilde Lieder, bis mein Gemüt sich so erhitzte und ich mitsang und ärger fluchte und schimpfte, wie sie alle. Sie schrien, lachten und klatschten Beifall, sie nannten mich einen guten Patrioten, und ich hatte das Gefühl, als ob sich eine neue Welt vor mir auftäte. Einer der Männer zog mich beiseite und zeigte mir ein bedrucktes Papier, auf dem die Revolutionäre ankündigten, daß sie die Besitzungen der Edelleute jedem wahren Patrioten geben würden, der deren Verstecke verriete. Er versicherte mir, daß ich die ganze Besitzung meines Herrn erhalten würde, wenn ich seinen Aufenthaltsort sagte. Meine Gedanken verwirrten sich. Ich vergaß alles und auch, daß vorhin nur von einer gleichen Teilung der Güter die Rede gewesen war, ich sah mich schon als Herrn dieses Hauses, in welchem ich seit meiner Jugend gedient hatte. Ich fragte, was sie mit meinem Herrn tun würden, wenn sie ihn ergriffen. Man sagte mir, daß man ihn zu den ausgewiesenen Prinzen schicken würde, die sicherlich gut für ihre lieben Freunde, die Aristokraten, sorgten, und da ich meinen Herrn oft davon hatte sprechen hören, daß er zu den Emigranten gehen wollte, so sagte ich mir, daß es ja im Grunde genommen egal sei, ob er nun freiwillig oder gezwungen dorthin ginge. Trotzdem konnte ich mich noch nicht entschließen, meinen Herrn zu verraten, ich trank wieder und wieder und lachte und fluchte und renommierte von dem, was ich wüßte und nicht sagen wollte. Sie setzten mir gehörig zu und fingen auch an zu drohen. Sie zeigten mir nochmals das Papier und erzählten mir von allen Reichtümern, die ich erlangen würde; dann, als alles nichts half, nannten sie mich einen feigen Sklaven, einen elenden Mietling, der nicht wagte, für das Volk aufzustehen und dessen Feinde zu nennen, und als ich auf der einen Seite Gefangenschaft und Tod, auf der andern Reichtümer und Ehren sah, kam der böse Geist über mich, und in einem unglückseligen Augenblicke sprach ich die Worte, die das Schicksal meines Herrn und seiner Familie besiegelten. —

Ich kann Ihnen keine nähere Einzelheiten sagen, ich kann Ihnen die Todesqualen nicht beschreiben, die ich ausstand. Ich sah, wie man sie in die Stadt führte, ich sah ihre bleichen Gesichter, meines Herrn graues Haupt tief auf die Brust geneigt. Ich sah sie, die Heilige, welche ich von meiner frühesten Jugend an verehrt und geliebt hatte, und ihre kleinen Töchter, welche weinend an ihrer Seite gingen. Der kleine Knabe, welchen jetzt härtere Arme als die meinen damals trugen, entdeckte mich in der Menschenmenge (ich konnte es nicht lassen, ihnen zu folgen auf dem Wege zum Gefängnis) und rief mich, ich möge kommen und ihm helfen. —

Es ist zu verwundern, wie ein Mensch einen solchen Augenblick überleben kann. Ich brauche Ihnen nichts weiter zu sagen. Sie wurden alle getötet — bis auf den Knaben. Sie hielten ihn eine Zeitlang in der Gefangenschaft. Dann schickten sie ihn fort, ich weiß nicht wohin, denn ich verließ meine Heimat und wurde ein ruheloser Wanderer auf dieser Erde mit dem Kainszeichen auf meiner Stirn. —

Wie wohl zu denken war, habe ich nie einen irdischen Vorteil von meinem Verbrechen gehabt. Der Mann, der mich zum Verrat verführte, nahm das Besitztum meines Herrn an sich. Ich weiß nicht, in wessen Händen es jetzt ist. — Wundern Sie sich nun noch, daß ich nicht wagte, meinen Fuß in eine Kirche zu setzen, daß ich wie ein Verworfener lebte und nun auch sterbe, wie ich gelebt habe?"

Ein schmerzliches Stöhnen entrang sich der Brust des unglücklichen Mannes und sein Gesicht zur Wand wendend, verharrte er schweigend.

„Das Kreuz?" fragte der Abbé.

„Das Kreuz!" wiederholte Jacques. „Sie schickte mir das Kreuz. Sie hat nie erfahren, daß ich sie verraten habe, sie war mir dankbar, daß ich ihnen bei ihrer Flucht geholfen hatte. — O, mein Gott, das Kreuz ist mir eine Qual. Die Frau des Gefangenenwärters gab es mir in ihrem Namen und mit dem Dank und dem Segen einer Sterbenden. Sehen Sie, sehen Sie." rief er, krampfhaft das Kreuz ergreifend, „hier sind ihre Initialen C. M. und hier," fuhr er fort, den seidenen Vorhang neben seinem Bett aufhebend, „ist ihr Bild. Ich wußte, daß es im Gartenzimmer des Schlosses hing, und da habe ich es eines Nachts gestohlen und mit mir genommen. Ich konnte es weder ansehen, noch mich von ihm trennen, deshalb verdeckte ich es mit diesem Vorhang. — Gehen Sie fort, Herr Priester?"

Der Priester hatte einen Augenblick das Kreuz und das Bild betrachtet, dann ging er in eine Ecke des Zimmers und kniete dort nieder. Während er sein Gesicht mit den Händen bedeckte, beobachtete ihn Jacques unruhig. — Nach einigen Augenblicken erhob jener sich wieder, sein Gesicht war blaß wie der Tod, aber ganz ruhig. — Zum Bette des Sünders zurückkehrend, sprach er ernst und bestimmt mit ihm.

„Jacques," sagte er, „es gibt keine Sünde, welche das heiligste Blut nicht wegwaschen kann. Es ist niemals zu spät zur Reue, und wenn Sie bereuen, wie ich weiß, daß Sie es tun, so kann ich Sie von dieser und allen andern Sünden lossprechen. Ich verlange aber von Ihnen im Namen Jesu Christi, Ihres und meines Gottes, daß Sie eine Beichte ablegen, um die Verzeihung zu erlangen, die ich Ihnen gewähren darf."

Es lag etwas in der Stimme des Priesters, was den bisher so verstockten Sünder bewegte. Mit einer oft von Schluchzen unterbrochenen Stimme legte er eine Generalbeichte ab und bei dem Bekenntnis, daß er seinen Herrn wie Judas verraten habe, flossen seine Tränen heftig. — Der Abbé sprach ihm tröstend zu und ermunterte ihn zu noch tieferer Reue, dann, als er sah, daß keine Zeit zu verlieren war, gab er ihm die Lossprechung. Die geheiligten Worte waren gesprochen, der sterbende Mann hatte Verzeihung erlangt und in dem kleinen Zimmer jubilierten die Engel, weil ein Sünder seine Seele gerettet hatte. — Ein ruhiger Friede lag jetzt auf dem bis dahin von Verzweiflung und Gram durchfurchten Gesicht.

„Und nun," sagte der Abbé, „nun, wo ich Sie mit Gott ausgesöhnt habe, will auch ich Ihnen verzeihen."

„Sie mir verzeihen, Herr Priester?" stotterte der Kranke, wodurch habe ich Sie beleidigt?"

„Jacques," begann der Priester feierlich, „es waren mein Vater, meine Mutter und meine Schwester, welche Sie auf das Schaffot gebracht haben. Ich bin der kleine Paul, den Sie damals auf dem Gebirgsfelde auf den Armen trugen. Gott hat Ihnen verziehen und auch ich verzeihe Ihnen von ganzem Herzen."

Jacques blickte den Priester einen Augenblick voller Staunen an, dann stöhnte er laut, fiel zurück und war tot. — Der Sohn seiner Opfer betete noch längere Zeit an seiner Leiche, drückte ihm sanft die Augen zu und dankte Gott, daß er ihn gesandt hatte, um einen armen Sünder in den letzten Augenblicken beizustehen und ihm die Verzeihung zu gewähren, die nur er allein ihm ganz vollständig gewähren konnte.

Für die Kinderwelt.

Mützenraub.

Genau abgemessen 65 Schritt voneinander entfernt werden zwei gleichlaufende Linien auf dem Erdboden oder im Sande angemerkt, ein Knabe wird zum Spielordner erwählt, während die Schar der übrigen Spieler sich in zwei Hälften teilt, von denen eine hart neben diesem, die andere neben jenem Strich Aufstellung nimmt. In dem Raum zwischen den beiden Grenzlinien, und zwar 25 Schritte von dem einen und 40 Schritte von dem andern entfernt, wird ein Stab in die Erde gebohrt und eine Mütze darauf gehängt, natürlich nicht gerade die beste Sonntagsmütze. Beabsichtigt ist dabei, daß die vor dem näheren Mal stehenden Knaben nach der Mütze haschen, die auf dem entfernteren Mal stehenden aber dieselbe verteidigen oder wenigstens den Räuber auf seinem Rückzug einholen und bestrafen sollen, zu welch' letzterem Zwecke einer von ihnen einen „Plumpsack", d. h. ein mehrfach geknotetes Tuch bei sich zu führen hat. Ehe das Spiel anfängt, tritt der Spielordner zwischen die beiden Parteien, gibt den „Beginn des Kampfes" mit lauter Stimme an, und bestimmt hierauf ebenso vernehmlich die Reihenfolge, in welcher die einzelnen Knaben „laufen" sollen. Dann zählt er unter jedesmaligem, schallenden In-die-Händeschlagen bis drei, worauf die ersten zwei Läufer ihre Plätze verlassen und ihrem Ziel zustreben. Der Spielordner hat aufs strengste darauf zu achten, daß keiner der Wettläufer vorzeitig sich vom Platze rührt. Mit schnellen Sätzen hat der Räuber den Stock erreicht und die Mütze erhascht, ist aber nach dem Raube zu einer kurzen Wendung gezwungen, wodurch er immerhin etwas Zeit verliert. Der Rächer, welcher seinerseits durch nichts aufgehalten wurde, eilt mit hochgeschwungenem Plumpsack und unter dem Rufe: „Mein ist die Mütz!" hinter ihm drein, überholt ihn meistens. Holt er den Mützenräuber unterwegs ein, so hagelt es Hiebe auf seinen Rücken, wenn nicht, so muß er sich damit begnügen, daß ihm die Mütze aus dem feindlichen Lager herausgereicht wird, welche er auf dem Wege zu seinem Mal wieder auf den Stock zu hängen hat. Nun tritt ein neues Paar zum Kampfe an, ein neuer Räuber greift nach der Mütze, ein neuer Rächer schwingt den Plumpsack, bis endlich, nachdem alle gelaufen sind, ihre Rollen wechseln, d. h. die Räuber zu Rächern und die Rächer zu Räubern werden.

*

Der Hüpfer.

Mit dem Brustbein einer Gans läßt sich ein Spielzeug anfertigen, das der jungen Welt zur größten Belustigung gereichen wird. Wenn also wieder eine Gans auf den Tisch kommt, so bewahrt das Brustbein ja auf, reinigt es sorgfältig von der daran haftenden Haut und nehmt folgende Operation mit ihm vor: Zuerst geht ihr zu eurem Schuhmacher und bittet um ein Stückchen Pech so groß wie eine Erbse. Das Pech ist nämlich die Hauptsache dabei, ohne das geht es nun einmal nicht. Dieses Stückchen Pech klebt ihr, nachdem ihr es am Ofen etwas warm gemacht, am Kopfe des Brustbeins fest und zwar an der äußeren Seite. Dann schlingt man ein starkes Stück Bindfaden doppelt um die Gabelenden, steckt durch die Mitte der beiden gleichlaufenden Bindfadenstücke ein Stäbchen, das aber nicht zu schwach sein darf, gibt damit dem Bindfaden fünf bis sieben Drehungen, so daß eine straffe Spannung entsteht, klebt endlich das Ende des Stäbchens an das Pech fest und legt das Ding so auf den Tisch. Nicht lange währt es, so wird es einen hellen Knacks geben, wobei das Ding wohl anderthalb Fuß hoch in die Luft springt. Was ist geschehen? Die straffe Spannung der gedrehten Bindfäden hat das Stäbchen losgemacht und ihm eine rotierende Bewegung gegeben, wobei es bei der Begegnung mit dem Tisch den hellen Knacks gab. Zugleich aber erhielt der ganze Apparat durch diese Begegnung eine Schnellkraft, welche ihn eben die erwähnte Luftreise machen ließ. Jeder Junge, der das Spielzeug gesehen hat, wird nicht ruhen, bis er im Besitze eines solchen ist.

Nützliches fürs Haus.

— **Erdbeer-Omelette.** Man bestreue ein paar Stunden vor dem Gebrauche die Erdbeeren mit Zucker und lasse sie so stehen. Dann, kurz vor dem Servieren, verklopfe man 6 Eier, rühre 3 Eßlöffel süßen Rahm und 1 Eßlöffel Zucker daran, gebe 90 Gr. frische Butter in eine flache Pfanne und backe die Omelette auf der unteren Seite schön gelb, glitsche sie nun auf die Schüssel, belege eine Hälfte mit den Erdbeeren, schlage die andere darüber und serviere gleich.

— **Schwäbisch Spätzle.** ½ Kilo Mehl wird mit einem Ei, Salz und Milch zu einem festen Teig gerührt. Man streicht diesen durch ein Sieb mit großen Löchern in kochendes Salzwasser, kann ihn auch vom Brett ab mit dem Messer rasch in das Wasser schaben; es müssen ganz kleine Fleckchen oder Stücke sein, die man 5 Minuten aufkocht und dann auf ein Sieb schüttet. Man läßt in einer Pfanne Butter oder Fett braun werden, gibt die Spätzle hinein, schwenkt sie gehörig darin um und richtet sie an. Auch kann man noch einige frische Eier darüber schlagen und backen.

— **Oelsauce.** Ein Achtel Liter feinstes Olivenöl, 2 Gr. Zwiebelsaft und 50 Gr. feinstes Weizenmehl werden zusammen glatt gerührt und kurze Zeit erhitzt, alsdann verrührt man die Masse mit ein achtel Liter sehr kräftiger kalter Fleischbrühe, Wasser, Weißwein oder Sahne und läßt sie erkalten. Hierauf rührt man sie in einer Schüssel oder Reibschale mit 2 Eidottern oder einem ganzen Ei glatt, fügt 10 Gr. Salz, 5 Gr. Zucker, etwas Pfeffer hinzu und verrührt sie nach und nach mit ein sechszehntel oder ein achtel Liter Essig, je nachdem man sie dick haben will und schmeckt sie zuletzt je nach Erfordernis mit Salz und Zitronensaft ab.

— **Um Kraut — Weißkohl, Sauerkohl, Rotkraut — zu vorzüglichen Köpfen zu erziehen,** soll eine Düngung von einer Handvoll Kochsalz auf drei bis vier Pflanzen von Vorteil sein. Dasselbe wird entweder um die Pflanzen auf die Erde gestreut oder in einer Gießkanne aufgelöst und die Pflanzen damit bespritzt und begossen. Es sollen davon auch die oft zahlreich erscheinenden grünen Raupen des Kohlweißlings, welche die Sauerkrautbeete heimsuchen und die Pflanzen bis auf das Stengelgerippe abnagen, sofort verschwinden.

Kreuzstern
MAGGI's Würze
ist und bleibt
DIE BESTE!
Man verlange auch beim Nachfüllen
ausdrücklich MAGGI's Würze.

Liebreizend
ist ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen, weiße, sammetweiche Haut und schöner Teint. Alles dies erzeugt die echte
Steckenpferd-Lilienmilch-Seife
von Bergmann & Co., Radebeul. à Stück 50 Pf. Überall zu haben.

Zur Unterhaltung.

— **Gemütlich.** Schutzmann: Wissen Sie nicht, daß Sie hier auf der Straße nicht spielen dürfen? Auf der Stelle begleiten Sie mich! — Leiermann: Mit Verjnüjen. Wat wollen Sie denn singen?

— **Zu naiv.** Nansen: Bei uns in Norwegen trägt im Winter alles Schneeschuhe. — Backfisch: Ach — und schmelzen die nicht sehr leicht?

— **Systematische Noblesse.** Hochfahrende Bedientenseele (zu einer alten Dame): „Sie haben Geld gefunden, sagen Sie? Lassen Sie sehen!" — Alte Dame: „Ein Silberstück. Vielleicht hat Ihre Gnädige das Geld verloren." Bedienter (verächtlich): „Was fällt Ihnen ein? Wir verlieren kein Silber. Wenn wir einmal etwas verlieren, so verlieren wir gleich Gold."

— **Im Gerichtssaal.** Vorsitzender (zum Angeklagten): „Heute gestehen Sie und in der Voruntersuchung haben Sie beharrlich geleugnet — wie kommt das?" — Angeklagter: „Ja, sehn S' — ich hab' den Herren halt a Freud' mach'n woll'n."

— **Hinter den Kulissen.** Baron: „Meine teure Olga, hier bringe ich Ihnen einen Diamant!" — Ballerine: „Na, Gott sei Dank, jetzt fällt mir ein Stein vom Herzen."

— **Logisch.** A.: Ich stelle mir vor, die Redakteure der Witzblätter sind sämtlich unverheiratet. B.: Wieso kommst Du darauf? A.: Ja, weil sie sich getrauen, fortwährend Schwiegermutterwitze zu bringen.

— **Sein Standpunkt.** Lude: Ick bejreife nich, det sich die Leute immer Rum in den Tee jießen — mir schmeckt der Rum so ville angenehmer.

— **Auch ein Milderungsgrund.** Richter: Sie gestehen also ein, dem Nachtwächter Duselig einen Schlag versetzt zu haben. Wie wollen Sie diese Tat rechtfertigen? — Studiosus Pumpmeier: Herr Präsident, ich hatte absolut nichts anderes zu versetzen!

— **Die Kunst ist nicht heiter.** Besucher: Ich höre von Deinem Papa, Lilly, daß er Dir ein Bicycle geschenkt hat! — Lilly: Ja, Herr Schmidt. — Besucher: Und hast Du auch schon gelernt, wie man darauf fährt? — Lilly: Nein, aber wie man herunterfällt.

— **Realistische Kunst.** Direktor einer Schmiere (zu seinem Gehilfen, der den alten Moor spielen soll): Kennen Sie die Hungerszene im dritten Akt auswendig? — Schauspieler: Auswendig nicht, aber inwendig.

— **Eine glückliche Ehe.** A.: Sie sind also verheiratet? B.: Jawohl, schon seit zehn Jahren. — A.: Na, leben Sie glücklich? — B.: Aeußerst glücklich, zwischen uns ist noch nie ein böses Wort oder ein Plätteisen gefallen.

— **Schlau.** Zimmermädchen (zur Köchin, die sich mit dem Froschglas beschäftigt): Was machst Du denn da? — Köchin: Ach, ich binde nur den Frosch oben auf der Leiter an, sonst macht unsere Herrschaft wieder keinen Ausflug, wenn er unten sitzt.

— **Scharfsinnig.** Ein Lehrer erklärt seinen Schülern das Wesen des Geistes und fügt seinen Erläuterungen zum besseren Verständnisse hinzu: „Der Geist hat keinen Körper, also keinen Kopf, keinen Hals, keine Arme und keine Beine. Was ist also ein Geist, Michel?" Nach langerem Nachgrübeln gibt Michel zur Antwort: „Ein Bauch."

— **Im Theaterbureau.** Direktor: Lieber Freund, Ihr Lustspiel ist ja ganz neu, es hat aber keine Handlung. — Dichter: Was? Erlauben Sie, gleich der erste Akt spielt in einem Zigarrenladen.

— **Aus der Schule.** Lehrer: Was lehrt uns das Schicksal Ludwig XVI.? — Schüler: Daß wir nie den Kopf verlieren sollen!

— **Wohlverdienter Titel.** „Warum wird eigentlich der lange Student dort von den andern immer „Herr Vorsteher" genannt?" — „Weil er schon dreißig Semester vor dem Examen steht?"

— **Reminiscens.** Erste Dame: Hat sich eine Ihrer Töchter im Bade verlobt? — Zweite Dame: Nein, leider hat dort nichts angehalten als der Regen.

— **Im Vergleich geblieben.** „Sehen Sie sich mal die Töchter des Geheimrats an, sehen sie nicht aus wie eine Sammlung lyrischer Gedichte?" — „Gewiß, — drum gehen sie auch so schwer ab."

Rätselecke.

Vexierbild.

Da ist doch eben ein Gast gekommen, wo ist er nun geblieben?

Merkrätsel.

Papyrus, Traum, Schmied, Orden.

Von jedem Wort sind zwei nebeneinanderstehende Buchstaben zu merken, die im Zusammenhang ein Wunder des Altertums nennen.

Dreisilbige Charade.

Die beiden ersten kannst du oft
Mein drittes bauen sehen;
Doch können diese beiden mir
Im dritten erst entstehen.

Wechselrätsel.

Hab' einen Kopf und Haare d'ran;
Verlier ich die, ist's aus mit mir.
Doch wenn ich meinen Kopf verlier,
In Meer und Flüssen lieg ich dann.

Rebus.

Auflösungen in nächster Nummer

Auflösungen aus voriger Nummer.

Logogriph: Base, Hase, Nase, Vase, Oase.

Rebus: Wer sich selbst beherrschen kann, ist fürwahr ein ganzer Mann.

Verantwortlich für die Redaktion Anton Stehle.
Druck und Verlag des Düsseldorfer Tageblatt, G. m. b. H., beide in Düsseldorf.